

fittliche Sehung der Mädchen sei überhaupt der wichtigste Punkt der Frage, da es sich doch um Personen handle, welche sich innerhalb der Familie bewegen und oft auch die Erziehung der kleineren Kinder in Aussicht haben. Sobald man daher den Dienstleistungen als Stand ein größeres Maß von Achtung entgegenbringe, werde sowohl deren Zahl als auch deren Berufsfreiheit erhöht werden. Ueberhaupt dürfte man bei der Lösung der sozialen Probleme nie das Gemüth des Menschen außer Acht lassen.

Wie Mekka-Pilger reisen. Ein Kenner des Orients schreibt der N. Fr. Br.: Wenn die Times of India berichtet, daß Krantheiten, Entbehrungen und Gewaltthaten auf der Landreise von Dscheeddah nach Mekka die indischen Pilger bedrängen, so kann dies nur bestätigt werden. Schon die durch die Religion gebotene Vellebung mit dem Schramm ist eine Hauptursache von Erkrankungen. Nach der Ankunft in Dscheeddah wird dieses Kleidungsstück sofort angelegt. Es besteht aus zwei Stücken weißen Baumwollstoffes mit schmalen roten Streifen; der sahl gedorene Schal und der rechte Arm bleiben völlig unbedeckt. Was dabei Männer und Frauen in der entsetzlichen Sonnenhitze leiden, wie viele von ihnen, vom Sonnenlicht erregt, sterbend in den Staub sinken, das läßt sich leicht erkennen. Aber auch die ungemüthen Verhältnisse in Mekka selbst, die enge Verdrängung mit Tausenden von Pilgern aus den verschiedensten Ländern, worunter die mohammedanischen Wallfahrer aus Holländisch-Indien wohl die unheimlichsten und mit Kränklichkeit Hoffen am meisten infizierten sind, trägt ein großer Theil zu den beklagenswerthen und für uns Europäer durchaus nicht gleichgiltigen Zuständen bei. Dazu kommt noch der Gebrauch, nach dem großen Feste, welches am 9. des Monats Zul-Hidjeb am Berge Arafat stattfindet, in Thale Mina Sammel zu opern, zur Erinnerung an die Errettung Semel's (nach der mohammedanischen Tradition), als der Engel Gabriel dem Abraham den Widder zeigte. An der genannten Stelle werden an einem und demselben Tage Tausende von Sammel geschlachtet, und das Bild braucht gar nicht näher ausgedehnt zu werden, um zu erweisen, daß hier geradezu entsetzliche Mißstände sich entwickeln müssen. So viel in kurzen Worten über die Landreise. Wenn nun die sanitären Zustände an Bord der Dampfer in Erwägung gezogen werden, so ist allerdings Grund genug vorhanden, auf eine gründliche Reform, und zwar wieder im Interesse Europa's, zu dringen, denn die Mohammedaner aus Europa kommen nach der Wallfahrt in lebhaftem Kontakt mit der europäischen Bevölkerung. Vor allem ist es die internationale sanitäre Vorkehrung, daß jedes Pilgerschiff einen Arzt an Bord führen muß, gegen die von seinen englischer Schiffsärzte genehmigt wird. Ich selbst habe die Stelle an Bord eines solchen Dampfers gemacht, der als Doktor einen indischen Apotheker führte, der gewiß nur der Würdigkeit die Ehre gab, wenn er, so oft ein Pilger an Bord kam, die Tobeskrankung als „unbekannt“ notirte, denn er kannte die Tobeskrankung gewiß nicht. Bei der gemüthlichen Zukunftsverheißung Hunderte von Menschen auf dem Verdeck, welches nur schwer und nothdürftig gereinigt werden kann, darf man sich aber gar nichts wundern. Nichts charakterisirt die Art und Weise, wie der Pilgertransport betrieben wird, besser als die Thatsache, daß für den Waarentransport abgedroschene Frachtkontrakte zur Zeit der Pilgerreisen eine Klauel enthalten, in der es ungeschäfler heißt: „Der Richter N. N. hat keine die Option, anfangt je 40 Kubitfuß Waare je zwei Mekka-Pilger im Zwischendeck oder auf dem Deck zu verladen.“

Der Naserung als Schmuß von Isaacs Brand Hebelein und die Ausgrabungen auf Cypern. Wir lesen in der „Zeit“: Als Vater des Alte Testaments überlebte, wurde das Studium des Hebräischen erit in seinen Anfängen; es ist daher nicht zu verwundern, daß er manden Ausdruck gar nicht und manchen falsch verstanden hat; giebt es doch heute noch im Alte Testamente Stellen, welche den gelehrtesten Forscher neuerer Zeit räthselhaft sind. Auf eine solche wurde ich vor kurzem bei einem Besuche der reichhaltigen Sammlung cyprischer Alterthümer unseres Berliner Museums aufmerksam. Bekannt ist die schöne Erzählung im 2. Kapitel des Genesis, wie Abraham seinen Nechti Eliezer von Damastus in die alte Weltstadt an den Euphrat schick, um aus der eigenen Verwandtschaft eine Frau für seinen Sohn Isaac zu holen. Wie der Sklavensoldat von 10 Sammel und sieben Schmutzgegenständen langt Eliezer vor der Stadt Harod an und wartet, bis die Frauen und Jungfrauen zum Wasserholen heraus an den Brunnen kommen würden. Die schöne schone Hebelein, mit dem Krann auf der Schulter, kommt aufrechten Ganges einher, Eliezer bietet sie um einen Trunk, sie giebt ihm gern und fügt die fremdsprachlichen Worte hinzu, welche sich der Alte als Zeichen vom Stammgute Abraham's Jahre erleben hatte: „Und für die Kamele will ich Wasser holen, bis sie sich läßt getrunken haben.“ Nun heißt es weiter (Uebersetzung vom Staupich und Socin): „Als man die Kamele läßt mit zu trinken hatten, da trankte der Mann einen goldenen Ring eritig an herbei, einen halben Schegel schwer, und zwei goldene Armbränder von 10 Schegel Gewicht für ihre Arme, und fragte sie: Sag an,

wessen Tochter bist du? Ist im Hause meines Vaters Mann für uns zum Hebräer? Als nun Eliezer in diese Worte sprach, und unter Erzählung des Vorgesangs seine Werbung anbringt, erwählt er auch: „Da legte ich ihr den Ring und die Armbränder an.“ So freudigartig uns das zunächst berührt, so muß doch aller Zweifel schwinden, wenn wir jetzt im Berliner Museum die Ikonbilder der parthischen Probroite und ihrer Priesterinnen sehen, welche den Naserung tragen. Hülfiler und Gebrüder aber bezogen ihr Metallgeräth theils direkt, theils durch Vermittelung der Königin von den Cypern. Von Cypern ließ nach Orientalisch Wärders Ausführungen König Strom das ebene Meer für Salomos Tempel kommen. Im Louvre-Museum zu Paris steht heute ein reiches Steingeräth aus Cypern mit vier Ohren unter den vier Hefeln, welches uns das ebene Meer, jenes Wunderwerk im Tempel von Jerusalem aus dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert, veranschaulicht. Auch nach unrerer nunmehr als wirklich vorhanden konstatirten Naserung erseht man nicht Ggypten das ebene Meer Alte Testament namentlich in der Schilderung des Gegenständlichen immer mehr als die reichste und treueste Gedächtnisquelle für die ältesten Zeiten des Menschengeschlechts.

Darum. Circus-Besitzer: Wie kommen Sie denn dazu, mir für neunundvierzig Tage Fütterung für mein Kamel zu berechnen — es war doch nur eine Woche bei Ihnen! — Stall-Besitzer: Sie vergessen, daß ein Kamel sieben Mägen hat!

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Neue Bücher.

Der historische Roman hat seines Lebens Mai hinter sich. Wie mächtig wirkte er in jenen Zeiten, wo der Dichter von den Sitten und der Kultur der Epoche, in welche er die Leser seiner Geschichte einführt, nur ein klein wenig mehr wußte als sie selbst. Die Väter von uns haben es nicht vergessen, was ihnen Walter Scott gemeint ist. Der Dukt der Romantik, welchen jene Dichter um Geschichte und Gestalten auslegten, gab ihnen historisch oft recht übel begründeten Geschichten einen unangenehm Preis. Jetzt ist der historische Roman historischer geworden, er wird zum Theil von Sachgelehrten gepflegt und ist erit in allem wie eine meiningere Ausstattung; höchstens sind die Gedanken und Empfindungen der Perionen der Innechtigkeit verächtlich, was der wohlherzogene Leser, der immer mit der Mode geht, entweder nicht merkt oder doch für Nebenache hält. Zu dieser Gattung gehört ein älteres Werk von Lewis Wallace, welches viele unrerer Väter als Verfasser des Romans aus der Zeit Zell, den fünf Jahren gelebt haben. Das Buch heißt: „Die weisse Gotttheit oder: Der letzte der Azteken.“ (Uebers. v. Paul Seiden. 2 Bände. Berlin. Götchen und Stowitt. 1891. Der milde Gott (The fair God, die H'sche Uebersetzung giebt nicht einmal den Titel richtig wieder) ist der im Gegenzatz zu dem mit Menschenopfern verübten Huitzilopakti („Blutpflanzl“), der menschenfreundliche Tzinotitl) und der letzte „Azteken“ ist Tzin Quatamo Quatamosin, Mexiko's letzter König. Wallace kennt Mexiko's Alterthümer und seine Geschichte gründlich, aber seine Astenen und Azteken sind in ihrem Leben keineswegs so echt wie in ihren Kostümen. Es giebt ja nicht nur seine Astenen mehr, es giebt auch keine aztekische Literatur; woher soll der Verfasser die Leute kennen? Der Roman endigt weniger als er oberlich. — Ein im Weientlichen echterer geschichtlicher Roman ist „Fürstin Eholi“ von Hans Parlow. 2 Theile in einem Bande. Berlin 1891. D. Jantse. Der Verfasser scheint das Land und seine Bewohner genau studirt zu haben und zeichnet Landeskolorit und Volkscharakter recht gut. Die Fürstin ist hier in ihren Schicksalen und auch in ihrem Charakter nach der Geschichte gezeichnet. Sie ist sinnlich und in ihrem Leben durchaus nicht materlos, aber in einer edlen Liebe zu dem schönen, geistreichen, staatskundigen und gewissenlosen Geheimsekretär Willipps II. Antonio Perez zum Bewußtsein ihrer Frauenwürde erregt, erhebt sie sich über sich selbst und tragt den eifersüchtigen König, der sie aus niedriger Macht in händelnden Haft hält, bis zum Tode. Dieser Willipps — der aus dem Namen getretene Willipps Adams — ist übrigens als ein wahrer Zammerverges gezeichnet; — man begreift den Widerwillen, welchen die Prinzessin gegen den nichtbeinigen Ohnmachtsmensch empfindet, seit die Leidenschaft zu einem schönen geistesreichen Mann sie ergriffen hat. Das eigenartige romantisch-romantische, etwas germanischen Danks doch nicht ganz entbehrende Weien der Spanierinnen weiß der Dichter aus glückliche zum Ausdruck zu bringen; die Vätergestalten gewahren nicht durchweg in aztekischer Weise. Lebensfähig aber ist es anzuerkennen, daß der Dichter nicht etwa nur vom Weite seiner Perionen spricht, sondern diese Perionen uns ihren Weite offenbaren läßt. — Man vermißt übrigens in dem Gemälde etwas. Ist es der Wiederkehr der Autobais? A. B.

Bild und Reliez von Otto Sengel in Halle a. S.

Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

Das Geheimniß des „Hansom Cab.“

Roman von Fergus H. Hume. Deutsch von A. Brauns.

[13]

„James“, rief Madge dem Kutscher zu, „fahren Sie nach dem Melbournner Klubhause. Der Papa wird dort sein.“ wandte sie sich wiederum an Brian, „und wir wollen ihn abholen, mit uns den Thee in deiner Wohnung einnehmen.“ „Es ist ja aber erit 1 Uhr“, meinte Brian, da die Rathhausuhr eben in Sicht kam. „Mrs. Sampson wird auch noch nicht fertig sein.“ „Biel ist ja zu unserer Verweilung nicht erforderlich“, entgegnete seine Braut, „eine Tasse Thee zu bereiten und dünne Butterbröckchen zu schneiden, ist nicht viel Arbeit. Ich habe noch kein Verlangen nach dem Gabelfrühstück, und der Papa ist ja wenig während der Tageszeit und du —“ „Ist zu allen Zeiten sehr viel“, vollendete Brian lachend ihren Satz.

Madge plauderte in ihrer natürlichen lebhaftesten Weise weiter und Brian lauschte mit Entzücken. Es wäre sehr angenehm, meinte er, sich in die weichen Polster des Wagens zurückzulehnen und der manieren Unterhaltung eines schönen Mädchens zuzuhören. Es war ihm zumuthe, wie es wohl der Fall bei König Saul gewesen sein mochte, da er Davids Harfenspiel vernahm. Die düsternen Saiten aus seinem Gemüth schenkte wie dort David hier Madge mit ihrer frischen, lebhaften Unterhaltung hinweg, welche seit den letzten Wochen ihn umnachteten. Ganz unermwartet machte jedoch Madge, wie sie bei Burke und Wilks Centralma vorüberfuhr, eine Bemerkung, die ihn schreckhaft durchzuckte.

„Ist das nicht die Stelle, an welcher Mr. Whyte in die Droschke eingefliegen ist?“ fragte sie, nach der Gasse bei der Schottensirke sich umbredend, wo eben ein heruntergehender Wagentaxi das bekannte Lieb: „Gerode vor der Schlacht, Mutter“, auf einer klapperigen Violine in schauerhaftester Weise vortrug.

„So berichten wenigstens die Zeitungen“, erwiderte Brian misgünstig, ohne den Blick nach dort zu richten.

„Ich möchte wohl wissen, wer der Herr in dem hellen Rodo gewesen ist“, fuhr Madge fort und rückte sich wieder auf ihrem Plaze zurück.

„Aber die Polizei hat jetzt einen Leitfaden“, plauderte sie umbehangen weiter. „Weißt du, Brian, daß er gerade solchen Anzug getragen hat wie du, hellen Ueberzieher und weißen Hut?“

„Wie merkwürdig“, entgegnete Brian mit einem leisen factralischen Anlange im Tonfall der Stimme, doch mit möglicher Gelassenheit. „Die große Merkwürdigkeit! Er war eben gekleidet wie neun unter zehn jungen Herren in Melbourn.“

Madge sah ihn bei dem Tone, der so völlig von seiner gewohnten blasirten Sprechweise abwich, verwundert an und wollte gerade etwas darauf erwidern, als der Wagen an der Thür des Klubgebäudes anhielt. Brian sprang rasch und froh, weiteren Aeußerungen über den Wurd zu entgehen, aus der Equipage und eilte die Treppe hinauf. Er fand Mr. Frettsly mit einer Cigarette und der Lektüre des „Argus“ beschäftigt. Bei Frettsly's Eintreten hob er den Blick und legte das Blatt sogleich aus der Hand, welches der andere ansah.

„Ah, Frettsly“, redete er ihm an, „haben Sie den Hauber der Collins-Strasse mit dem noch höheren des Klublandes verkauft?“

„Das nicht; ich bin nur gekommen, Sie zu entführen, um mit Madge und mir den Nachmittagsthee einzunehmen.“

„Ist mir auch recht“, versicherte Mr. Frettsly und erhob sich sogleich von seinem Stuhle. „Ist aber der Nachmittagsthee um 1/2 Uhr nicht eine Abweichung von der Regel?“

„Was thut denn der Name zur Sache?“ warf Frettsly gerüstet ein, als sie zusammen den Kesselband verließen. „Wie haben Sie denn den Vormittag verlobt?“

„Während der letzten halben Stunde habe ich hier gelesen“, berichtete der ältere Herr gleichgiltig. „Vermuthlich Berichte vom Wollensmarkt?“

„Nein, von dem Wörde in der Droschke.“

„O, zum Kluck über die Geschichte“, rief Brian ärgerlich; dann jedoch, wie er den erstauuten Blick seines Gefährten bemerkte, bat er um Entschuldigung. „Meine Gerechtigkeit“, fuhr er fort, „ist wohl erklärlich, denn ich werde von den Leuten mit Fragen nach Whyte beunruhigt zu Tode gequält, als wenn ich alles über ihn und seine Verhältnisse wissen müßte, was doch gar nicht der Fall ist.“

„Und das ist auch recht gut“, erwiderte Mr. Frettsly, indem er die Stufen hinabstieg; „er war nichts weniger, als ein empfehlenswerther Umgang.“

„Und doch wollest du ihm deine Tochter zur Gattin geben“, lag ihm schon auf den Lippen, doch ließ er die Worte flüchtig unausgesprochen.

„Nun, Papachen“ erkundigte sich Madge, nachdem die Herren im Wagen Platz genommen hatten und sie in schnellem Trab nach St.-Melbournen fuhr, „erzähle mir, wie du dich ungenügend unterhalten hast.“

„Ganz ausgezeichnet gut“, berichtete der Vater, „es war so behaglich im Klub, aber dann kam Brian und schleppte mich heraus in den blendenben Sonnenstein.“

„Siebst du, Papa, die eigentlich Schuldige bin ich; aber ich wollte Brian befohlen, weil er in letzterer Zeit so nett und artig gewesen ist, außerdem ist es mir bekannt, daß ihm nichts solches Freude bereitet, als den Wirth zu spielen.“

„Gewiß“, versicherte Frettsly mit dem Bemühen, sich aus einer Art Abspannung aufzurütteln, „besonders solch lieben und bezaubernden Gästinnen gegenüber.“

Madge lachte und schnitt eine kleine Grimasse. „Wenn dein Thee deine Komplimenten gleichkommt“, scherzte sie, „dann wird der Papa die Annehmlichkeiten seines kleinen Klubzimmers bald vergessen und dir vergehen, daß du ihn von dort hinweggeholt hast.“

„Der Papa vergeht alles“, murrte Mr. Frettsly, den Gut schüßigen über die Augen ziehend, „wenn er nur aus dem Sonnen fortkommt. Ich kenne nicht eben sagen, daß ich mit etwas daraus mache, die Rollen von Sadrach, Melchad und Abnedgo in dem Gluthofen eines melbournen heißen Tages zu spielen.“

„Na nun, Papa ist an sich schon ein Wirth“, meinte Madge unter muthwilligem Lachen, als der Wagen an Mrs. Sampson's Thür vorfuhr.

„Nein, Schatz, du irrst“, widersprach Brian, „diesmal bin ich der Wirth“, und sprang rasch heraus, um seiner Braut die Hand zum Aussteigen zu bieten.

„Du wirst uns wahrscheinlich etwas Gutes vorsetzen, Brian“, scherzte Madge, „bitte aber, keine Drogen, die mag ich nicht, besonders wenn sie altbacken sind und nicht würbe.“

Mrs. Sampson war über die allzu frühe Ankunft der angemeldeten Gäste höchst erstaunt und gab ihrer Verwunderung im schüßigen Zirkus Ausdruck.

„Da ich wie von einem Diebe in der Nacht überumpelt worden bin“, begann sie mit entschuldigendem Anzigen, „so läßt sich doch nicht annehmen, daß Wunder geschehen können, was das Kochen und Backen anbetrifft, da das Feuer ausgegangen war wegen der großen Gluth, weil ich es nicht forterhalten konnte in der Hitze, wie wir sie noch gar nicht erlebt haben, wenn ich mich auch noch erinnern kann, daß es in meinen Kinderjahren einmal so heiß war, daß eine Verwandte meiner Schweser ihren Vordenbraten in der Sonne brint.“

Nachdem sie ihr Märchen zum stillen Ergötzen der anderen noch Stapel gelassen, ging sie wieder fort, um unten in der Küche das Nöthige zu bereiten.

Bild die Redaction verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Was für ein sonderbares Wesen ist doch deine Hauswirthin, Brian! lachte Madge aus der Tiefe ihres Gesichts, in dem sie es sich bequem gemacht hatte. Sie ist ganz wie eine Heuschrecke aus den Figuroy-Garten, im Aussehen sowohl wie auch in den Bewegungen.

„O nein, sie ist eine Frau,“ warf Mr. Frettbly fatirisch dazwischen. „Das kannst du doch aus ihrer unverwundlichen Junge schließen.“

„Ein allgemeiner Irrthum, Papa,“ entgegnete Madge mit Schärfe. „Ich kenne eine Menge Herren, welche alle den Frauen im Schwagen den Rang ablaufen.“

„Der liebe Himmel wolle mich davor bewahren, mit solcher Art zusammenzutommen!“ erklärte ihr Vater. „Denn in dem Falle würde ich geneigt sein, wie de Quincy in seinem Essay den Mord für eine der schönen Künste zu halten.“

Bei dieser Aeußerung überreichte es Brian eisalt und er warf einen besorgten Blick nach Madge hin, gewahrte jedoch zu seiner unendlichen Erleichterung, daß sie den Worten ihres Vaters keine Beachtung schenkte, sondern mit sichtlicher Spannung auf ein Geräusch lauschte.

„Das ist sie“ — als ein mattes Rascheln Mrs. Sampson's Neben mit den Theegeräthschaften ankündigte. „Es wundert mich nur, daß du bei dem unaufhörlichen flüsternden Geräusch nicht in ewiger Angst schwebst, es könnte Feuer im Hause ausgebrochen sein — sie muß wirklich geist werden!“

„Ja, mit St. Jakob's-Deel,“ lachte Brian. Und jetzt knachte das Heimgeln in der That herein und setzte das Tablet mit dem Aepferlein auf den Tisch.

„Veder hab' ich nun keinen Kuchen,“ entschuldigte sie sich, „weil mir die Zeit ihrer Ankunft nicht genug worden ist — wenn man mich auch nicht oft übersehen kann — was wenn ich Kopfschmerzen habe, was natürlich jedes passiren kann — und kann Ihnen nur mit weiter nichts aufwarten als mit Butterbröden. Wenn der Bäcker und der Kaufmann auch recht gute Sachen haben, in der Art taugen sie aber doch nichts, da sie einen um's Geld bringen; sie müssen denken, ich hätte die Wurst im Hause wie in Madras's Höhle, wie in Tausend und Einer Nacht steht, die ich in meiner frühesten Kindheit als Prämie erhalten, für meine schöne Schrift und weil ich für sehr gelehrt und fleißig galt.“

Als sie mit ihren weisshewigen Entschuldigungen ob des fehlenden Kuchens fertig war, hiupfte sie wieder aus dem Gemache und Madge begann mit dem Bereiten des Thees. Sie ordnete die Tassen des reizenden chinesischen Services, das Brian von seinen Reisen für sich solche Gesellschaften mitgebracht. Die Malerei freilich, gelbe und grüne Drachen, nahm sich sehr sonderbar aus, aber Madge's niedliche Bündchen ordneten die Gegenstände mit einer Anmuth und Zierlichkeit, daß Brian von diesem bezaubernden Bilde den Blick gar nicht abwenden vermochte. Und doch mußte er fast lächeln bei dem Gedanken: Würden sie wohl so ruhig und sorglos bei mir sitzen, wenn sie alles wüßten? Auch Mr. Frettbly gedachte, als er dem häusfräulichen Thun seiner Tochter zusah, seiner theuern verstorbenen Gattin und in dieser Sehnsucht entrang sich seiner Brust.

„Nun,“ sprach Madge heiter, indem sie jedem der Herren seine gefüllte Tasse reichte und sich zu der ibrigen ein Butterbröden zulangte, „ist seid eine nette Gesellschaft — der Papa seufzt wie eine Trauerweide und Brian stiert mich an mit seinen Augen, die blauen chinesischen Unterthanen gleichen. Ihr müßtet an die Lust gehen und zu Begräbnißn geschickt werden, wie die Schwermuth.“

„Warum wie die Schwermuth?“ fragte Brian.

„Ich fürchte, denn werther Mr. Figgerald,“ erklärte sie mit beiderem Wächeln und einem schelmischen Zuge in den dunkeln Augen, „daß du dir das Studium des Sommerachtraumes nicht sonderlich hast angelegen sein lassen.“

„Wehr als es scheinen mag,“ nickte Brian, „aber hier sind die Sommerächte so heiß, daß man nicht schlafen, folglich auch nicht träumen kann. Verlaß dich darauf, wenn die vier Liebenden, denen Vuk so überl mittheilte, hier in Australien gelebt hätten, vor den Wüsten würden sie nicht haben schlafen können.“

„Was für Unikum ihr beiden jungen Leute doch schwätzt!“ äußerte Mr. Frettbly mit belustigtem Wächeln, indem er kräftig seinen Thee umrührte.

„Dulce est desipere in loco,“ citirte Brian mit ernster

„Es ist angenehm, am rechten Orte und zur rechten Zeit ausgelassen zu sein.“

Wiene, ein Mensch, der das nicht vermag, wird auch nicht vielern gewachsen sein.“

„Ich liebe Vatein nicht,“ behauptete Madge, „und stimme Heine's Bemerkung: daß die Römer, wenn sie es hätten lernen müssen, wahrcheinlich keine Zeit übrig gehabt haben würden, die Welt zu erobern, aus Grund meiner Seele bei.“

„Was eine weit angenehmere Aufgabe war,“ bemerkte Brian. „Und auch eine einträglichere,“ vollendete Frettbly.

Eine geräumige Beile scherzten und plauderten sie in dieser Weise fort, bis Madge sich mit der Mahnung erhob, daß es nun Zeit zum Aufbruch sei. Brian machte den Vorschlag, sie nachhause zu begleiten, bei ihnen in St. Kilda zu diniren und später zusammen nach dem Theater zu fahren. Der Vorschlag wurde von Vater und Tochter mit Freuden angenommen, und die Handschufe anziehend, trieb Madge die Herren zur Eile, als die Schelle an der Hausthür plötzlich mit fürchtbarer Heftigkeit ertönte. Gleich darauf wurde Mrs. Sampson's Stimme in den schrillsten Lauten, wie von höchster Aufregung erfüllt, draußen hörbar.

„Sie sollen nicht hineingehen, sag' ich Ihnen,“ schalt die Wirthin. „Sie dürfen sich das gar nicht einfallen lassen! Hab' ich doch immer gehört, daß des Engländers Haus sein Schloß sei; Sie übertreten das Geheiß und ruiniren mir auch meine neuen Teppiche, die ich erst aufgebracht habe!“

Darauf gab jemand eine Antwort, die aber für Brian und seine Gäste nicht verständlich war, und fast gleichzeitig wurde die Stubenthür aufgerissen und der Detektiv Gorb, gefolgt von einem andern Manne, trat ins Zimmer. Leichenblässe überzog Figgerald's Angesicht, denn instinktiv fühlte er, daß die Männer feinebeten gekommen waren. Schnell aber sich ermannend und seine ganze Selbstbeherrschung zusammenfassend, fragte er in stolzem Tone nach dem Grunde ihres Eindringens. Ohne ein Wort der Erwiderung schritt der Detektiv nach der Stelle, wo Brian stand, und legte die Hand auf die Schulter des jungen Mannes, dann sprach er laut und nachdrücklich:

„Brian Figgerald, im Namen der Königin verhafte ich Sie.“

„Aus welchem Grunde?“

„Wegen Oliver Whyte's Ermordung.“ Ein lauter Aufseufzer rang sich über Madge's Lippen.

„Es ist nicht wahr!“ rief sie wild. „Mein Gott, es ist nicht wahr!“

Brian war geisterbleich und sprachlos, setzte aber dem Detektiv keinen Widerstand entgegen, und Gorb legte ihm die Handschellen an, nicht ohne geheime Gewissensangst, trotz der Freuden, den Mann zum Fall gebracht zu haben. Jetzt wandte sich Figgerald nach Madge um, welche bleich und still, als wäre sie in Stein vermandelt, regungslos dastand.

„Madge,“ betheuerte er in gedämpfter, doch deutlicher Stimme, „ich gehe in den Kerker, vielleicht in den Tod; aber bei allem, was mir das Heiligste und Theuerste auf Erden ist, schwöre ich dir, daß ich unschuldig bin an diesem Mord.“

„Mein Lieblich!“ jammerte sie und that einen Schritt vorwärts, aber ihr Vater vertrat ihr den Weg.

„Zurück!“ sprach er mit harter Stimme. „Zwischen dir und diesem Manne ist alles aus.“

„Das ist unrecht,“ entgegnete sie verächtlich. „Ich liebe ihn inniger, denn du.“ Und jetzt, ehe ihr Vater ihr Einsicht zu thun vermochte, schlang sie die Arme um den Nacken ihres Geliebten und küßte ihn mit Herzlichkeit auf die Wangen.

„Mein Lieblich,“ versicherte sie unter heißen Thränen, „was die Welt auch immer sagen mag, glaube meinem Worte, du wirst doch mein Theuerstes auf Erden bleiben.“

Nach einen leidenschaftlichen Kuß preßte Brian auf sie reine Stirn seiner Braut, dann schritt er nach der Thür und Madge stürzte in tobäulicher Dohnmacht zu den Füßen ihres Vaters nieder.

(Fortf. folgt.)

Der verspielte Treffer.

Geschlecht aus der Jugendzeit eines berühmten Mannes. Erzählt von K. K. Rogeffer. (Schluß.)

Gut. Es vergeht die Zeit. Jeden Tag eine neue Freude an dem aufgeweckten, treuehingen Knaben und jeden Tag eine neue Sorge. Und immer der unsichtbare Engel mit Zeit und Hülfe, weil feiner, der guten Willens ist, so leicht verlassen wird.

Da ist es einmal an einem Sonntag nachmittags, daß der Weber

Franz vom Dorfe her läuft, zur Thüre hereinströmt, im Gesicht glühend roth, mit den Händen in der Luft umherfahrend, als wolle er den Aethern anfassen, der ihm ausgegangen.

„Weiß!“ schreit er, „Weiß, erwidere nicht! Besah, erwidere nicht! Weiß!“

„Um Gottes Himmelswillen, Mann, was ist denn geirren?“ ruft das Weib. Und den Robert ist ihr erster Gedanke. Früher hat sie ihn unten beim Tisch gesehen. Daß doch nicht etwa ... Sie ist stumm geworden, sie hat nicht den Muth, durch eine Frage das Unglück herauszufordern.

„So erwidere nicht!“ schreit ihr der Franz wie toll ins Gesicht. „Hein's Maria!“

„Schlammes ist's ja nicht, Weib, schau auf! Das Gesicht — das Gesicht ist da. Schau her! Die'se's Papier! Da steht's, da haben wir's fest! Ein Treffer! Ein ganz, ungelundener Kerm! Alle drei sind herausgekommen: vier, vierundzwanzig, neunundfünfzig! Einen Schnapper hat's gemacht, reiche Leute sind wir!“

„Das Weib — kann dieses gehört haben, tobdenklich werden, umfallen wie ein Block, daß sie eins.“

„Aber Franziska!“ ruft der Weber, „was machst denn? Umfallen! Er giebt ihr einen Krug Wasser ins Gesicht. Du bist aber nicht geirret. Wirst mir doch nicht sterben! Wegen der paar tauend Gulden da! Franziska!“

Almählich kommt sie zu sich und schaut wie betäubt drein.

„Hätte ich das gewußt!“ sagt dann der Weber, „daß dich die Stadt so kunn' erwidern! Schau, auf der Weib geht alles durcheinander, und der Mensch muß auch auf das Glück gefaßt sein. Dort so viele harte Seiten mit mir durchgemacht, du heragereutes Weib, du mußt' jetzt auch das Gute mit mir ertragen können. Mein Gott, Franziska, wenn dich die Freude gleich so niederstürmt! Wer weiß, was uns noch bevorsteht auf der Welt! Geh', gieb mir den Risikonto. So, jetzt können wir uns helfen. Ein eigenes Stübchen, daß uns niemand hinausweisen kann, ein kräftiges Stüdelein Fleisch, manchmal wird die gar nicht faden. Nachher — das' mit schon ausgedacht — dem Robert will's setzen lassen. Den Risikonto gieb her! Die Bücheln sind eh keine Freude. Immer habe ich gesagt, einmal schick' unter Herrgott auch den armen Weberleuten einen Gruß. Jetzt ist er da. Geh', Weib, schau mich an!“

„Ich bin ganz rubig — ganz rubig. Mir that die Freude nicht! Nur Dankbarkeit verpüre ich zu meinem lieben himmlischen Vater!“

Also bradelt die Worte hervor wie ein warmer Blutquell aus überfliegern Herzen. Dabei freucht er in demuthsvoller Innigkeit dem Weibe das Haar aus der Stirn.

Sie richtet sich nun ein wenig auf, schaut ihm ins Gesicht — tobstürzend schaut sie ihm ins Gesicht.

„Franz,“ sagt sie endlich zitternd und gar verzagt, „Franz, jetzt werden wir's halt leben, mer mehr ertragen kann, ich oder du. Erbornen kunn' mir bis ins blutige Herz hinein, du guter, du armer Mann. Ein schlechtes Weib halt! Ein unglückliches Weib halt! Alles ist nichts, keinen Grochen kriegen wir!“

„Was sagst du, Weib?“

„Keinen Kreuzer kriegen wir. Nichts kriegen wir. Gar nichts kriegen wir!“

„Hättst,“ fragt nun der Franz, „hättst du den Risikonto verloren?“

„Wie einen gehabt!“ schreit sie auf, „gar nicht geirret. Dem Robert Schube gefaßt für die zwei Hanzgraten.“

Was in bitterstem Genuß hat sie diese Worte herausgestoßen, hingedrückt auf ihren Mann. Dann wird sie still und hebt an zu wehen.

Der Weber Franz sieht da wie ein starrer Holzstößel. Lange steht er so da und schaut sie an und sagt nichts. Endlich holt er aus der Brust einen schweren Athemzug und ruft: „Um Gottes Namen. Wo war's das doch vorbei! Nichts halt hat er gesagt. In dem Weibschuß ist er gefessen und zu Weeben hat er angetan, daß es hell glanzert hat durch das kleine Saas. Und es war dem Mann ein Faden auf dem Holzbaum, aber arbeiten! das beste Mittel gegen Bergzweilung in solchen Stunden.“

Und die Zeit ist wieder vergangen, wie sie vorher vergangen war, in Noth und in Mühsal und in Sorgen. Der Franz hat Arbeit geucht, hat gewebet wie vorher und ist der Gleiche geblieben, der er früher gewesen. Fünfundwanzig Jahre haben die beiden Eheleute noch miteinander gelebt von diesem herten Tage.

Der Franz hat sein Wort mehr halten lassen vom verheilten Kerm, mit keinem einzigen Worte hat er seinen Weibe einen Vorwurf gemacht. Ich habe den Mann gut gekannt, ihm oft in sein trübes Gesichtlein geikand, in sein fluges, treuehingen Auge. Sein Kirchberg am Walde hatte er mit dem Weibe längst verlassen, war seinem Schube Robert gefolgt. Denn die Schube, welche die Mutter dem Knaben gegeben, sind Wanderschube geworden, und Franz ging's in die weite Welt — nach Wien, nach Triest, nach Geras. Und in der fremdlichen Stadt an der Mur hat der Weber Franz an Seite seines geliebten Weibes das mit

diese Geschichte erzählt hat) und an Seite des berühmten Sohnes vor 11 Jahren sein Leben beendeten.

Was er mit seinem lieben alten Gesichte unter dem ärmlichen Saar auf der Bahre lag, da warnte sein Weib mühselig auf den End geistig; ihm zu ihm nahm ihm an der Hand und sagte: „Mein Franzel, ich danke dir viel. Und daß du mir damals des verheilten Treffers wegen kein hartes Wort gesagt hast, kein einziges hartes Wort, das mein Franz, vergehe ich dir nicht und in Vergeltung nicht.“

Das Gottvertrauen des Franz, daß der liebe Herrgott den armen Weberleuten doch einmal einen Gruß schicken würde, ist nicht zu danken geworden. Wenngleich jener Traum in längst vergangener Zeit einen Treffer gebracht, so hat er doch etwas Anderes bedeutet. Nicht lange wird es währen, und der arme Weber'sohn, der einstmal's barfuß über den sengenden Bied hin der Mutter nachgegangen, wird in unserer Stadt Geras auf einer Steinmaule steben, glänzend weiß in Marmor. Ehrentätig werden die Leute zu ihm aufblicken, Gschlechter zu seinen Füßen entstehen und vergehen — und über der Brandung ruht Robert Samerling, der Dichter des leuchtenden „Königs von Zion“.

Bunte Zeitung.

\* Wie Kaiser Friedrich die Künstler zu fördern wollte, dafür wird dem H. Tabl. aus dem Leben eines hervorragenden Berliner Malers ein interessantes Beispiel erzählt.

Der Künstler jener Zeit war in seinem Palais neu ausgedacht zu lassen, und wandte sich daher an den Direktor des Kunstgenerebureau's mit der Anfrage, ob derselbe ihm wohl einen begabten Schüler für jene Arbeit empfehlen könne. Die Antwort lautete: „Einen jungen Künstler müßte ich wohl, aber der dient augenblicklich beim Militär.“

„Wald darauf erhielt der im zweiten Jahre seiner Dienstzeit stehende Maler K. die Anfordernng, sich im krongrindlichen Palais einzufinden. Zu nächst hatte er einen Entwurf vorzustellen, der beim Kronprinzlichen Raate lebhaften Beifall fand. Dann wurde er auf mehrere Wochen von der Dienstleistung entbunden, um nun auch die Decke nach seiner Komposition persönlich ausführen zu können. Der Kronprinz überreichte den unformierten Maler wiederholt bei der Arbeit und freute sich, wie ihm alles so schnell von der Hand ging; er veranlaßte, daß der junge Künstler, der in der Kaiserin wohnte, am Abend unbeschränkten Urlaub erhielt.

Dann die Anweisung der Decke vollendet war und beim Kronprinzenpaare die vollste Anerkennung gefunden hatte, kehrte der Künstler zu seinem Regimente zurück; aber schon in den nächsten Tagen kam „von oben herab“ die Ordre, daß der Maler K. zu entlassen sei. So waren ihm nahezu anderthalb Jahre geschenkt, und er konnte sich nun mit neuem Eifer seiner Kunst widmen.

Damit war indeß die liebenswürdigste Fürsorge des Kronprinzen noch lange nicht erschöpft, er verlor den begabten Maler niemals aus den Augen und hakte die Freude, daß derselbe mit seinen Vorträgen und Werken Schritt für Schritt immer größere Erfolge errang. Schon längst ist er Lehrer an der Anstalt, an der er selbst seine Ausbildung empfangen hat; er hat wiederholt und noch in diesem Sommer durch glänzende große Darstellungen von sich reden gemacht und wurde vor nicht langer Zeit durch den Titel „Profeßor“ ausgezeichnet. Seinem Bruder war es vergönnt, im Auftrage des jetzigen Kaisers eine denkwürdige Episode aus der Regierungzeit Kaiser Friedrich's zu malen.

Eine Aeußerung der Kaiserin Friedrich über den Dienftbotennangel macht die Kunde durch die Blätter. In einer kleineren Abendgesellschaft, welche die Kaiserin kürzlich mit sich veranmietet hatte, kam die anzuogel geführte Unterhaltung auf die Frage, wie dem Dienftbotennangel in größeren Städten abzuhelfen sei. Die Kaiserin griff lebhaft in die Diskussion ein. Sie erklärte, ihrer Ansicht nach habe die idon fast Jahren auf der Tagesordnung stehende Frage bisher noch keine betriebligende Lösung gefunden, weil man nicht genug auf die ethischen Bedürfnisse der weiblichen Dienftboten Rücksicht nehme. Sie meinte, daß die letzteren besser je anmöglich so lange Arbeitszeit und den Mangel an persönlicher Freiheit. Wollte man aber dieser Forderung eine weitere nachgeben, so werde man leicht das sittliche Verhalten der Dienftboten Gefährdungen aussetzen. Deshalb müsse man ihnen sowohl im Saute als außer dem Saute die Möglichkeit gewähren, ihre genau bemessene freie Zeit in passender Weise zu verbringen. Im Saute werde dies zu erreichen sein, wenn dem Dienftbotinnen ein zwar kleines, aber doch hinreichendes Stübchen zum eigenen Gebrauche überlassen werde, was heute leider nur selten der Fall sei. Eine Verbesserung hierin sei für mit Hilfe der Architekten zu erzielen, welche bei Feststellung der Baupläne anstelle des wenig würdigen „Mädchenzimmers“ eine mit Luft und Licht versehenes Zimmer für Dienftboten einzurichten hätten. Außer dem Saute solle man durch private Verwandschaftlichkeit in allen Städtetheilen Vermittler für Dienftboten schaffen, wo sie in den Abendstunden, besonders aber an den freien Sonntagsnachmittagen, mit ihren Verwandschaften etliche Unterhaltung und Belehrung fänden. Die

